

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde-Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cts. Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch Hein. Raumann's Buchhandlung in Dresden.

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3, 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt sind zu adressiren: Rev. R. Adelberg, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen, Gelder u. s. w. sind zu adressiren: Rev. Th. Fäkel, Milwaukee.

12. Jahrg. No. 10.

Milwaukee, Wis., den 15. Januar 1877.

Lauf No. 307.

(Für das Gemeinde-Blatt.)

Was bleibt.

Met.: Freu dich sehr, o meine Seele.

Liebe Seele, willst du wissen,
Was im Wechsel dieser Zeit
Nimmermehr dir wird entzissen,
Was da bleibt in Ewigkeit?
Höre, was die Wahrheit spricht,
Daß von ihrem Himmelslicht
Dich erleuchten und durchdringen
Und zur wahren Ruhe bringen.

Ewig, ohne Wandel, bleibt
Gott, der Vater, Sohn und Geist:
Ob auch alle Welt zerstäubet,
Alles Irdische zerreißt —
Er, Er bleibt immerdar,
Wie Er ist und wie Er war;
Ihn kannst du getroßt umfassen,
Kannst dich fest auf Ihn verlassen.

Und das Wort, das Er gesprochen,
Das uns seinen Rath enthüllt,
Ewig bleibt es ungebrochen,
Alles, alles wird erfüllt!

Gottes Wort wird nie vergehn,
Ewig, ewig wird's bestehen:
Seele, kannst ihm sicher trauen —
Glaube nur, so wirst du schauen!

Und was von Ihm selbst durchdrungen
Und in Seinem Worte lebt,
Was Sein Liebesband umschlungen
Und Sein Geist vom Staube hebt:

Das auch bleibt in Ewigkeit,
Unbewegt vom Sturm der Zeit;
Alles, was in Gott sich gründet
Bleibt, wenn alles auch verschwindet.

Drum so halt, o liebe Seele,
Dich an Gott und an sein Wort;
Nur was ewig bleibt, das wähle,
Was da führt in sichern Port.

Lege deinen Glaubensgrund
Tief in Gottes ewgen Bund.
Dann laß Welt und Zeit vergehen —
Gottes Treue bleibt dir stehen.

Fr. Weyermüller.

Etwas, das nur zu oft unterbleibt.

Der köstlichste Schmuck einer christlichen Gemeinde ist ohne Zweifel die lautere Verkündigung des Wortes Gottes und die rechte Verwaltung der heil. Sacramente. Eine jede Gemeinde, an welcher sich diese Kennzeichen finden, ist gewiß ein Theil der wahren sichtbaren Kirche Gottes auf Erden.

Denn wo Gottes Wort lauter und rein gepredigt wird und die heiligen Sacramente schriftgemäß verwaltet werden, da erschallt nicht bloß von der Kanzel ein deutliches Zeugniß wider die Sünde und falsche Lehre: sondern da werden auch die einzelnen öffentlichen und unbußfertigen Sünder vom Sacrament des Altars zurückgewiesen, bis sie sich bessern; da ertönt nicht bloß von der Kanzel das Evangelium von der freien Gnade Gottes in Christo allen bußfertigen Sündern zur Aufrichtung: sondern da werden auch die vom Gesez zerschlagenen Seelen insonderheit durch den Trost der Absolution und durch die Spendung des heil. Abendmahls zum freudigen und zuversichtlichen Glauben an die gnädige Vergebung der Sünden gereizt und gelockt. Mag da auch vielen das Zeugniß der Wahrheit ein Geruch des Todes zum Tode sein, weil sie die Finsterniß mehr lieben als das Licht; ellichen wird es dennoch ein Geruch des Lebens zum Leben, und diese werden von der Gewalt des Teufels und der Herrschaft der Sünde errettet, daß sie Gott williglich im heiligen Schmucke der Gerechtigkeit Christi dienen. Daß diese in der seligen Gemeinschaft Gottes erhalten und andere herzugebracht werden, das ist die hohe und selige Aufgabe der Kirche und ihrer Diener. Was sich der Erreichung dieses Zieles entgegenstemmen will, muß mit den Waffen des Geistes aufs ernstlichste bekämpft werden. Es sind aber sonderlich drei Feinde, die mit aller List und Gewalt zu hindern suchen, daß Gottes Name bei uns geheiligt werde, sein Reich zu uns komme und die Christen bei Gottes Wort und Glauben bis ans Ende beharren, nämlich der Teufel, die Welt und unser Fleisch. Diese Feinde stürmen aber nicht bloß von außen gegen die Mauern der Kirche; sondern die Christen sind allenthalben von ihnen umgeben. Vom Teufel heißt es 1 Petri 5, 8, daß er umher gehe wie ein brüllender Löwe und suche, welchen er verschlinge. Wir leben nicht bloß in der Welt, die ganz im Argen liegt 1 Joh. 5, 17.; sondern es finden sich auch genug weltlich Gesinnte in der Kirche wie Unkraut unter dem Weizen. Das sündliche Fleisch tragen wir allenthalben mit uns herum. Da ist es denn ja kein Wunder, daß auch selbst in christlichen Gemeinden Sünden begangen und Aergernisse angerichtet werden, nicht bloß von den in ihnen verborgenen Heuchlern und Gottlosen, in deren Herzen der Fürst der Finsterniß nicht minder

sein Werk hat, als in den offenbaren Ungläubigen (Ephes. 2, 2.); sondern auch selbst von den Christen, indem sie aus Schwachheit oder Uebercülung in Sünden fallen.

Was ist nun da zu machen? Wir alle müssen der Sünde kräftig widerstehen, in welcher Gestalt und wo sie sich uns auch nur immer zeigen mag. Sündigt ein Christ vor einem oder einigen Mitchristen, so müssen diese ihn ernstlich vermahnen, daß er sich bessere; aber ja nicht seine Sünde austragen, wodurch das Aergerniß nur vergrößert würde. Will er die Sünde nicht reumüthig erkennen und Besserung versprechen, so muß mit ihm weiter nach Matth. 18, 15 ff. verfahren werden. Defentliche Sünden sind auch öffentlich zu strafen, auf daß sich auch die andern fürchten (1 Tim. 5, 20) und nicht etwa auf den Gedanken kommen, als werde die Sünde von der Kirche gebuldet und gutgeheißen. Daß die brüderliche Bestrafung des sündigenden Mitchristen nur zu oft unterlassen wird zum großen Schaden der Kirche, ist leider nur zu wahr. Wenn hierin aber auch jeder Christ seine Pflicht thäte, so unterbleibt doch noch etwas anderes nur zu oft, was auf die Länge der Zeit die traurigsten Folgen nach sich ziehen und die Herrschaft des Wortes Gottes in den Gemeinden, wo es unterlassen wird, untergraben muß. Ich meine die öffentliche Ausöhnung mit der Kirche von Seiten eines Gliedes der Kirche, das in öffentliche Sünden gefallen ist, oder

die öffentliche Kirchenbuße.

Also da soll's hinaus? Ja, mein lieber Leser! Bist du gegen die Sache aus irgend welchem Grunde eingenommen, schmeckt dir's zu sehr nach Zwang und dergl.; ich bitte dich, lege das liebe Gemeindeblatt, welches dir so etwas aufzutischen wagt, nur nicht gleich unwillig bei Seite; sondern lies nur weiter und prüfe ernstlich, was hierüber aus Gottes Wort beigebracht werden kann.

1. Hoffentlich bist du mit mir darüber ganz einverstanden, daß ein Christ, der jemand schwer beleidigt oder ein anderes Unrecht zugefügt hat, den Beleidigten um Vergebung bitten und das Unrecht, so viel als möglich, wieder gut machen muß, widrigenfalls er als ein Unbußfertiger vom heil. Abendmahl zurückgewiesen werden müßte. Wie könnte ein solcher wohl des Herrn Abendmahl im Segen genießen, wenn ein Mitbruder gerechter Weise über ihn seufzen müßte! Durch die Feier des heil. Abends-

mahl's soll die brüderliche Liebe unter einander recht entzündet werden. Wie ist das aber möglich, wenn die Ursache der Entzweiung nicht zuvor beseitigt ist? Aus dem Liebesmahl würde ja ein Mahl der Zwietracht werden, wenn Unversöhnte es empfangen dürften. Vor der Feier des heil. Abendmahls findet ja die Beichte statt, wo wir insonderheit zum Himmlischen Vater stehen: Vergieb uns unsere Schuld, als wir vergeben unsern Schuldigern. Wie kann Gott denn dem Sünder vergeben, der sich mit seinem Bruder nicht ausöhnen will? Darum sagt der liebe Heiland Matth. 5, 23, 24: Wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst, und wirst allda eingedenk, daß dein Bruder etwas wider dich habe; so laß allda vor dem Altar deine Gabe, und gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder; und alsdann komm und opfere deine Gabe.

Nun sehe, fällt ein Christ in eine öffentliche Sünde, so hat er damit die ganze Kirche beleidigt. Wider den hat die Kirche etwas, weil er mit seiner Sünde ein öffentliches Aergerniß gegeben hat.

Freilich die in der Gemeinde verborgenen Heuchler und Gottlosen werden sich daran nicht stoßen. Sie erkennen weder die Fluchwürdigkeit der Sünde, noch gedenken sie dieselbe ernstlich zu lassen. Ihnen ist es daher ganz recht, wenn ein Christ öffentlich in Sünde fällt. Sie erhalten damit ein Pfaster, das sie dem unruhigen Gewissen da innen auf den Mund legen können. Obgleich sie sich aber an der Sünde selbst nicht stoßen; so nehmen sie daran doch ein Aergerniß, indem sie dadurch ärger und in ihrem fleischlichen Sinn bestärkt werden. Nun denke dir, mein lieber Leser, du selbst wärest durch Betrug des Teufels, der Welt oder deines eigenen Fleisches in eine öffentliche Sünde gefallen: möchtest du es vor Gott verantworten, daß die Heuchler und Gottlosen durch deine Sünde in ihrem fleischlichen Sinn bestärkt und von wahrer Buße abgehalten worden sind, und daß der Kirche ihre Aufgabe, Seelen für Jesum zu gewinnen, wesentlich erschwert worden ist? O denke doch an Christi Weheruf über die, durch welche Aergerniß kommt. Bist du durch Gottes Gnade dem geistlichen Tode entkommen; so wünschst du gewiß, daß doch recht viele Seelen dem schändlichen Verderben entzogen werden möchten.

Ja, sagst du, was ist denn da zu thun, daß das durch die Sünde gegebene Aergerniß beseitigt und die Ungläubigen in ihrer Unbußfertigkeit nicht bestärkt werden? Antwort: Was der Beleidiger dem Beleidigten schuldig ist, das ist der öffentliche Sünder der Kirche schuldig. Weil der Sünder öffentlich gesündigt und viele geärgert hat, muß er öffentlich bekennen, daß er unrecht gehandelt, aufrichtige Reue darüber betonen und für die Zukunft Besserung geloben. Dadurch beseitigt er, so viel an ihm ist, das gegebene Aergerniß. Wollen die Unbußfertigen sich dann noch auf seine Sünde berufen; so wach ihr Gewissen sie an seine Reue erinnern.

Noch größer aber ist das Aergerniß, das den Kindern Gottes durch die Sünde eines Christen verursacht wird. Sie sind ja freilich aus Gott geboren und darum neue Creaturen; aber sie sind noch nicht eitel Geist. Die Sündenschuld ist ihnen vergeben und die Herrschaft der Sünde in ihnen gebrochen; aber der Sünden-Runder ruht noch in ihrem Fleische und kann wieder zur hellen Flamme angefaßt werden. In ihnen findet der Kampf statt, von dem St. Paulus Gal. 5, 17. schreibt: „das Fleisch gekämpft wider den Geist, und den Geist wider das

Fleisch. Dieselbigen sind wider einander, daß ihr nicht thut, was ihr wollt“. Durch ein gutes Wort und Beispiel stärkt man die lieben Christen im schweren Kampf wider die Sünde. Aber durch gottlose Reden und böse Exempel wird das Fleisch wider den Geist gestärkt. Denn böse Geschwätze verderben gute Sitten. Wie leicht kann ein an Erkenntniß schwacher Christ beim Anblick eines unordentlich wandelnden oder sündigenden Mitchristen auf die Gedanken kommen: so etwas sei den Christen erlaubt, oder man dürfe es doch nicht so ernstlich mit der Heiligung nehmen; andere Christen thäten dergleichen auch und hofften ja doch auch selig zu werden. So veranlaßt die Sünde eines Christen ein viel größeres Aergerniß, als die Sünde ausgesprochener Weltkinder. Wenn nun aber denen, die um deine Sünde wissen, nicht auch deine herzliche Betrübnis darüber kund wird; so können sie solchen Anstoß zum Schlechterwerden von deinem Falle nehmen. Willst du das vor Gott verantworten?

Die wahren Christen lieben wirklich das Gute und hassen das Böse. Sie haben in sich den sehnlichen Wunsch, dem lieben Gott für die erlangte Gnade recht dankbar zu sein und ihm recht treulich nach seinem Willen zu dienen. Je besser der Christ, desto größer ist sein Haß gegen die Sünde. O wie muß es die Kinder Gottes darum doch betrüben, wenn sie sehen müssen, daß selbst ein Mitchrist dem abgesagten Feinde Gottes, dem Teufel eine Freude, dem lieben Heiland aber Kummer bereitet durch Uebertretung eines göttlichen Gebotes. Von Lot lesen wir 2 Petri 2, 7, 8: „Und hat erlöset den gerechten Lot, welchem die schändlichen Leute alles Leid thaten mit ihrem ungächtigen Wandel; denn dieweil er gerecht war und unter ihnen wohnte, daß er es sehen und hören mußte, quälten sie die gerechte Seele von Tag zu Tag mit ihren ungerechten Werken.“ Also der bloße Anblick der Sünden bereitet den Wiedergeborenen schon eine Qual. Willst du nun, mein Christ, daß Kinder Gottes über dich seufzen müssen? Muß es dich nicht, wenn du sie durch eine Sünde betrübt hast, nun aber durch Gottes Gnade wieder zu aufrichtiger Buße gekommen bist, mit Gewalt dazu treiben, ihnen in wahrer Demuth zuzurufen: Lieben Brüder, vergebt mir's doch, daß ich euch und den Geist Gottes, der in euch ist, so sehr betrübt habe? Muß dir nicht sehr viel daran liegen, daß das durch deine Sünde erschütterte Vertrauen der wahren Christen gegen dich wieder hergestellt werde? Wie aber soll das anders geschehen, als daß sie deine aufrichtige Betrübnis über die begangene Sünde erfahren? Wie es also durchaus nothwendig ist, daß der Beleidiger dem Beleidigten um Vergebung bittet; so ist es auch nöthig, daß ein Christ, der die ganze Gemeinde durch eine öffentliche Sünde beleidigt hat, sich auch wieder mit ihr durch öffentliche Buße ausöhne.

2. Bisher haben wir gesehen, daß der in eine öffentliche Sünde gefallene, aber wieder zur Buße gekommene Christ selbst eine öffentliche Ausöhnung mit der geärgerten Kirche wünschen muß. Nicht minder aber sollte die ganze Gemeinde es ernstlich erstreben, daß die in öffentliche Sünden Gefallenen in ihrer Gemeinschaft sich auch wieder mit ihr versöhnen.

Wo Gottes Wort mit Ernst gepredigt wird, da wird ja auch, wenn auch von sonst niemand, so doch vom Prediger selbst, darauf gesehen werden, daß das gepredigte Wort nun auch immer mehr in

der Gemeinde zur Herrschaft komme. Wenigstens der Prediger wird diejenigen, welche ihm als solche bekannt werden, die öffentlich sündigen, ernstlich strafen und zur Buße vermahnen. In den meisten Fällen wird's ihm ja auch wohl durch Gottes Gnade gelingen, die Betreffenden zu einer Sinnesänderung zu bewegen. Je nach den Umständen wird er ja die reumüthigen Sünder auch ohne öffentliche Buße, falls sie sich dazu nicht wollten bewegen lassen, zum heil. Abendmahl zulassen. Doch das ist nicht, wie es sein sollte. Das ist immerhin nur ein Nothstand, der in einer Ältern und in der Erkenntniß schon gegründeten Gemeinde nicht vorkommen sollte. Denn wenn ein in eine öffentliche Sünde gefallenes Gemeindeglied seinem Seelsorger eine herzliche Reue über die Sünde verspüren läßt; so weiß das doch noch immer nicht die Gemeinde. Wird dem Betreffenden nun das heil. Abendmahl gereicht, ohne daß dessen Bußfertigkeit auch der Gemeinde bekannt wird; so kann das immerhin zur Folge haben, daß andere auf den Gedanken kommen, man darf sich dergleichen Sünden schon als Gemeindeglied erlauben. Daß der Pastor gegen die Sünde eifere, gehöre nun einmal zu seinem Berufe. Er müsse freilich etwas scharf sein, sonst machten die Leute es auch gar zu toll. So genau eben dürfe man seine Worte nicht nehmen. Ist das nicht eine traurige Folge von solcher Handlung?

O ihr lieben Gemeinden, bedenkt es wohl, soll das Zeugniß eures Seelsorgers wider die Sünde in den Gemüthern vieler mit der Zeit nicht ganz stumm werden; soll in eurer Mitte die Sünde nicht endlich gar überhand nehmen; so helft mit, daß das gepredigte Wort auch über die Einzelnen herrsche, und daß die öffentlichen Uebertreter desselben nicht bloß vor dem Pastor ihre Sinnesänderung bekunden, sondern auch vor allen, denen sie mit ihren Sünden ein Aergerniß gegeben haben.

Bleiben die öffentlichen Sünden, die von Gliedern der Kirche begangen worden, ungestraft; so macht die ganze Kirche sich derselben theilhaftig, denn durch Stillschweigen heißt sie dieselben gut. Was ein Gemeindeglied verbriecht, wird die Welt sicherlich der ganzen Gemeinde in die Schuße schieben. Und mit welchem Rechte wollen wir solchen Vorwurf von uns weisen, wenn der öffentliche Sünder ein gutes Gemeindeglied bleiben und an allen Rechten derselben theilnehmen darf, ohne daß er Buße darüber bekundet? Aber wendest Du ein, unser Pastor wird ja doch niemand das heil. Abendmahl reichen, es sei denn, daß er sich bußfertig erweist? Gut! aber wie weiß das die Gemeinde, wenn keine öffentliche Abbitte des gegebenen Aergernisses geschieht? Wie, wenn der Pastor nur ein Miethling wäre, und auch den groben Sündern durch die Finger sähe? Aber gesetzt den Fall, er meint es wirklich treu mit der Bekrafung der Sünde, so ist er doch nur ein Mensch, dem vieles recht wohl verborgen bleiben kann, was sonst die weiteste Verbreitung gefunden und kein geringes Aergerniß bereitet hat. Macht eine Gemeinde sich aber durch Stillschweigen zu den von ihren Gliedern begangenen und ihr wohlbekannten Sünden derselben theilhaftig, so wird sie auch die Strafgerichte Gottes, welche die ungestraften Sünden herbeiziehen, mit tragen müssen. Darum sollte eine jede christliche Gemeinde um ihres eigenen Wohles, ein jedes Gemeindeglied um der Ruhe seines Gewissens willen

ernstlich dahin streben, daß öffentliche Mergernisse in der Gemeinde auch durch öffentliche Kirchenbuße beseitigt werden.

Was hindert uns nun, eine so heilsame, dem Worte Gottes durchaus entsprechende Zuchtordnung einzuführen, wo sie noch nicht besteht? Man wird auf die öffentliche Schande hinweisen, welche sich der Sünder durch eine öffentliche Buße zuzieht. Darauf ist zu erwidern, daß es wohl vor Gott und der Kirche wirklich schändlich ist, wenn ein Christ sündigt; aber nimmermehr, wenn er das gegebene Mergerniß zu beseitigen sucht. Hat sich Jemand nicht geschämt eine Sünde zu begehen; so sollte er sich auch nicht schämen, darüber Buße zu thun, sinntemal eine wahre Herzensbuße ein so herrliches Werk ist, daß sich auch die Engel im Himmel darüber freuen. Der weise Sirach sagt Kap. 22, 31: „Schäme Dich nicht zu bekennen, wo du geschelet hast.“ Und Kap. 41, 19: „Man schämet sich oft, da man sich nicht schämen sollte.“ Wer wirklich die Schändlichkeit der Sünde und ihre Fluchwürdigkeit lebendig erkannt, und Gottes erschrecklichen Zorn darüber in seinem Herzen gefühlt hat, dem kann die Schande vor den Menschen unmöglich ein so großes Hinderniß sein, daß er sich dadurch sollte abhalten lassen, etwas zu thun, daran Gott und alle Kinder Gottes die herzlichste Freude haben, zumal wenn er durch den Glauben an Christum der Gnade Gottes gewiß ist. Der Herr Christus spricht von der falschen Scham: „Wer sich aber mein und meiner Worte schämet unter diesem ehebreyerischen und sündigen Geschlecht, der wird sich auch des Menschen Sohn schämen, wenn er kommen wird in der Herrlichkeit seines Vaters, mit den Engeln (Marc. 8, 38). Sollte aber jemand wirklich so schwach sein in seinem Christenthum, daß er es nicht über sich vermöchte, sein Unrecht vor der ganzen Gemeinde einzugestehen und abzubitten, sollte er seine Bußfertigkeit doch wenigstens in einer regelmäßigen Gemeinde-Versammlung entweder selbst bekunden oder durch den Pastor oder Vorstand bezeugen lassen.

Wollte auch jemand einwenden: Es sei genug, daß man Gott seine Sünde bekenne und abbittet; darum sei es nicht nöthig, daß man sich auch noch vor der Gemeinde demüthige; so wäre zu antworten: Ganz dasselbe könnte auch der Beleidiger sagen, wenn er ermahnt wird, den Beleidigten um Vergeltung zu bitten. Nun ist es freilich wahr, wer sich an seinem Nächsten verländigt, der verländigt sich auch zugleich an Gott; darum muß er nicht bloß seinen Nächsten, sondern auch Gott um Vergeltung bitten. Der Herr Jesus will aber nichts davon wissen, daß man zwar Gott Opfer darbringen, den beleidigten Nächsten aber bei Seite lassen will; sondern er spricht: Gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder; und alsdann komm und opfere deine Gabe. Ebenso können wir schließen: Hat jemand die ganze Gemeinde durch eine öffentliche Sünde beleidigt; so gehe er zuvor hin und versöhne sich mit derselben und alsdann komme er zur Feier des heil. Abendmahls.

Zum Schlusse möge hier noch ein Wort Luthers über öffentliche Kirchenbuße folgen. Er schrieb im Jahre 1540 an M. Gregor Solinum, Pfarrherrn zu Langermünde: Gnade und Friede, freundlicher lieber Soline. Wie mans mit dem öffentlichen Todtschläger halten soll, habe ich das gerathen, also haben wir ihm auch gethan, nachdem wir gewiß erfahren haben, daß ihn die Obrigkeit los

gezehlet hat, und das Gegentheil sei versöhnet worden, dazu habt ihr doch guten Grund, daß es ihm von Herzen leid sei, wie ihr denn schreibt.

An einem Feiertag nach der Predigt sollt ihr den ganzen Handel von der Personen Buße auf der Kanzel verkündigen, die Kirche reizen und locken, daß sie neben euch für ihn Gott bitten wollten, und seine Absolution (die er demüthig sucht) ihnen wohlgefallen lassen. Darnach soll er für dem hohen Altar niederknien, da ermahnet und erinnert ihn öffentlich der Buße, und des Glaubens auf die verträstete Absolution, daß er daran nichts nicht zweifle. Alsdann so leget die Hände auf ihn, und absolviret ihn nach Art und Weise der gemeinen Absolution mit lauter Stimme im Namen des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geistes. Amen. Leipz. Ausgabe. B. 22, 568.

Nuser's Herrgotts Handlanger.

Erzählung von A. Frieß.

(Fortsetzung.)

Ach, wie verschieden waren die Gedanken, der Menschenherzen diesseits und jenseits des rothen Fadens! — denn was ging in Linchen's Seele vor bei der gewaltigen Entdeckung, davor sie, wie schwindelnd stand. Mein Vater! mein Vater! jubelte es in ihr; und wie ein warmer Strom von Liebe schoß es ihr durch die Adern! — also ihr Beuten erhört! — ihre Sehnsucht gestillt! — sie hätte sich tausend Zungen und einen tausendfachen Mund gewünscht, um alles zu sagen, was ihre Seele so übertoll machte, — und dennoch blieb sie still, ganz still — unbeweglich stand sie da — und an den langen Wimpern der leuchtenden Augen zitterte eine Thräne! —

„Sie ist es!“ sprach da der Herr vor sich hin, „die Wehnlichkeit ist unverkennbar!“ Mein liebes Kind,“ fügte er laut hinzu, „Du darfst in mir Deinen Vater begrüßen“ und damit trat er näher und breitete seine Arme aus. Linchen that einen einzigen scheuen Schritt ihm entgegen, — als er das Mädchen aber in seine Arme schloß und mit den Lippen ihre Stirn berührte — entzog sie sich ihm, und das erste Wort, das nun über ihre Lippen ging, war die schüchlerne Frage: „Wo ist meine Mutter?“ Da ging ein finsterner Ausdruck über des Mannes Antlitz, und ein kalter Hauch ging durch den Raum und durch die Herzen, als er das einzige Wort: „Todi!“ aussprach. Todi! wiederholte Linchen, todi! und nun kam Leben und Bewegung ihr zurück, sie warf sich neben der Alten hin, umschlang sie mit ihren Armen und rief aus: O, dann bleibst Du mein liebes Mutterherz! — eine Mutter im Himmel und eine auf Erden — was kann mir denn fehlen? Mit einem häßlichen Lächeln hatte der glückliche Vater diesen Vorgang beobachtet; — spöttisch zuckten seine Lippen, als er seine Blicke über die kleine, unscheinbare Gestalt der Alten gleiten ließ. — Ahtzehn Jahre lang hatte diese arme Alte ihm sein Kind gehütet und gepflegt, als ob's ihr eigen wäre, — nicht bloß leiblich war dies Kind ausgeblüht zur schönen, keuschen Jungfräulichkeit — mit betenden Händen war in ihre Seele der Keim des Himmereichs gepflanzt, gepflegt und köstlich gediehen — im vollen Sinne hatte diese Alte Handlangerdienste Gottes des Herrn an dem Kinde geübt und

getrieben; — ach von dem Allen hatte das Herz dieses Mannes nicht die leiseste Ahnung, er war so durchaus unempänglich dafür, wie Frau Rosel's Schmeine für den Kirchengesang; wie hätte er sonst spöttisch lächeln und eine so böse Rede über seine Lippen bringen können, als er nun anhub: „Mein Kind, Du wirst jetzt mit gehen in die Stadt — ich werde Dich aus dieser unwürdigen und unpassenden Umgebung herausführen, Du sollst in einem großen Hause und in schönen Zimmern wohnen — sei nun recht fröhlich und blick' heiter um Dich — mach' Deinen Abschied kurz, der Wagen ist bereit!“ —

Da richtete sich aber Mutter Klein rasch und kräftig in die Höhe und sprach mit tiefer bebender Stimme: „Herr! ich könnte wohl mit Recht verlangen, daß Ihr mir Beweise brächtet für Eure Vaterrechte an diesem Mädchen — aber ich erkenne Euch wieder, Ihr seid freilich alt geworden und Eure Haare grau, aber die Miene ist dieselbe, wie damals, als Ihr mit der Frau so heftig und eifrig spracht, die Euch so bange und bittend ansah! Ich könnte Euch auch fragen, wie ist es denn möglich gewesen, daß Ihr noch niemals nach Eurem Kinde Euch umgesehen — nach einem solchen Kinde! und dabei zog sie das Bindchen dicht an sich heran; — ich könnte auch Lohn fordern, für des Kindes Pflege und Erziehung, wie mir's verheißen war! — Aber nichts davon! — und sie schüttelte heftig den weißen Kopf, — Eins aber fordere ich, und werde nicht davon lassen: zum Scheiden will ich Zeit haben, ordentliche Zeit, wie sich's gebührt; und dann will ich das Kind selber abliefern, denn ich will wissen, wo sie bleibt! — und zerreißen könnt Ihr das Band gar nicht, das mich an sie knüpft, denn das ist nicht von den Menschen, das ist von Gott selbst gewoben, stark und fest! — Und nun sag' an, Kind, was willst Du? — ich frage Dich nicht, ob Du bei mir bleiben oder zu ihm gehen willst! das verlegt sich von selber, denn er ist einmal Dein Vater und Gottes Gebot ist unweigerlich: Du sollst Vater und Mutter ehren! aber das frage ich Dich: willst Du nicht auch Zeit haben, deine Wurzeln zu lösen aus dem Boden, worin Du so fest gestanden und so wohl gediehen? verreiht denn die Blume mit einem rauhen Griff heraus?“ —

Das Mädchen legte ihren Kopf weinend und schluchzend an die Brust der Alten und stimmte nickend zu — die Worte waren ihr vergangen!

Der Herr mit der goldenen Brille hatte ganz erstaunt auf die lange Rede der Alten gehört — als ob er's gar nicht für möglich gehalten, von dieser Seite Widerstand zu finden, — noch erstaunter sah er aus, als das Mädchen der Alten zustimmte — er wußte nicht recht, wie er sich dabei verhalten sollte. Dabei war es ihm allerdings klar, daß es ihm schwer werden möchte, seine Ansprüche rechtlich zu beweisen, und daß er der Alten Zeugniß nicht würde entbehren können. Er willigte daher ein, daß Linchen noch dableibe, nahm einen nicht eben zärtlichen Abschied und entfernte sich, wie er gekommen. Simon schwang sich wieder auf den Rutschersiß, denn noch immer nicht hatte er seine Beute erreicht, er hatte aber beschlossen nicht zu weichen, bis ihm die ausgesetzte Belohnung geworden.

Die beiden Frauen waren wieder allein! Der rothe Faden war zerrissen — ach, es war der armen Mutter Klein, als wäre auch inwendig der rothe Faden abgerissen, der sich durch's Leben gezogen,

sie legte beide Hände vor die Augen und weinte bitterlich! —

Linchen saß da wie überwältigt von dem Geschehen! Sie arbeitete inwendig mit den Gefühlen, die auf sie einströmten. Es schien, als sollte jener Traum sich schon jetzt an ihr erfüllen. Bald aber raffte sie sich zusammen und sowie ihr Blick auf die arme Alte fiel, stand sie auch schon neben ihr, zog ihr die Hände von den Augen und blickte sie mit einem so schmerzlich bittenden Ausdruck an, daß die Alte sofort sagte: Du hast recht, Kind, ich darf uns die Sache nicht schwerer machen, als sie an sich schon ist. Wir müssen hindurch! — Ich hab's mir ja tausendmal vorgehalten, daß Du mir ein anvertrautes Kleinod seiest, und daß ich bereit sein müsse, Dich herzugeben. Und nun, da es so gekommen ist — bin ich doch noch gar nicht bereit — ach nein, meine Seele zittert, wenn ich an ein Leben denke ohne Dich! — Ja, fuhr sie fort, wär's noch Deine Mutter, die Dich forderte — lebe sie nur — dann würd' ich mich schon eher drein ergeben! — aber so — so — nein, es will mir gar nicht in den Sinn! und dabei schüttelte sie unwillig mit dem Kopf.

Aber Mutter, antwortete das Linchen, müssen wir denn durchaus von einander gehen? — er sprach ja von einem großen Hause und schönen Zimmern, da wird gewiß auch Raum für Dich sein; ach, bleibe bei mir! wie soll ich mich denn allein zurecht finden in der fremden Welt und unter den fremden Menschen! —

Die Alte wehrte traurig ab und sagte: Ja, im Himmel giebt es ein großes Vaterhaus mit vielen Wohnungen, da werden wir mit Gottes Hilfe wieder bei einander sein, hier auf Erden aber nimmer! — Doch, es ist so vom Herrn geschehen und freilich ein unbegreiflich Wunder vor unsern Augen, aber durch Stillesein und Hoffen werden wir stark sein! —

Wieder versanken Beide in tiefes Schweigen. Die Dämmerung wich der Dunkelheit des November-Abends. Der Wind rauschte draußen in den Bäumen und die Bleisfenster klirrten leise; sie merkten nichts von der eindringenden Dunkelheit und von dem Rauschen und Klirren. Sie hätten noch lange mit ihren Gedanken so dasitzen können, wenn's nicht an die Thüre gepocht hätte. Nun fuhren sie auf, und erkannten an der Stimme die Eintretenden, es waren David-Snyder und Peter Karst. —

Wie ein Lauffeuer hatte sich die Kunde durch's Dorf verbreitet von dem vornehmen Besuch, der bei Mutter Klein eingelehrt, und natürlich hatte man die wunderbarsten Gerüchte hinzugefügt. Auch dem stillen David hatte man's in seine stille Werkstatt hineingerufen und er hatte sich aufgemacht, der Sache auf den Grund zu kommen. Beim Todengräber war's hell gewesen, sonst das ganze Häuschen dunkel, so war David denn zuerst bei ihm eingetreten. — Der hatte aber nach seiner Art von gar nichts gewußt; am Nachmittage hatte er ein Grab gegraben; und während das ganze Dorf davon redete, was doch geschehen sein möge, wußte der Hausgenosse weder von Wagen, noch Menschen. David nahm ihn denn nun mit hinüber zu den Frauen. —

Nachdem die Alte Licht angezündet, begrüßte sie die beiden Gäste freundlich und meinte, es wäre gut, daß sie kämen, denn was sich heute hier begeben, das ginge sie auch ganz nahe mit an. Und nun ward denn erzählt, zum großen Staunen der Hörer. —

Als sie geendet, ward es zuerst ganz stille im Stübchen, man hörte nur den Wind, der immer lauter einherfuhr und wie mit Schelten und Pöchen draußen sein Wesen trieb. Sonderbar! stalt sich zu freuen an dem Glück und den großen Ausichten, welche dem Mädchen ausgegangen, regte sich etwas wie Pöchen und Schelten auch in den Männern. David und Peter Karst waren sich ganz einig in dem Gedanken, ob denn ein solcher leiblicher Vater mehr Recht an dem Kinde haben könne, als sie, die sich seine geistlichen Väter nennen durften; und ob denn wohl die Zukunft ihr Besseres bringen werde, als die Vergangenheit. Beide waren auch darin ganz einig, daß sie einen tiefen Widerwillen gegen alles städtische Leben und Treiben hatten, gegen die Ueppigkeit und Wollust des Reichthums und alle Gefahren, die damit verbunden sind! Und ganz im Hintergrunde lag bei Beiden der Gedanke, wie es denn doch werden sollte für sie selber, wenn sie das Kind nicht mehr hätten! —

Mutter Klein mußte das Schweigen brechen. Ja, sagte sie, es hilft nichts! wir müssen uns drein ergeben! es ist des Herrn Hand, wer wollte sich dawidersetzen? Wenn Ihr nun so denkt wie ich, so wollen wir zunächst mit einander für das Kind beten, — morgen aber bringen wir sie in die Stadt und übergeben sie Dem, der ein unantastbares Recht an sie hat. Um unserer Gebatterpflicht willen aber müssen wir's ihm an's Herz legen, daß er nicht bloß leiblich, sondern auch geistlich für sie zu sorgen habe, und daß er bereit sein müsse zur Rechenschaft für ihrer Seele Heil und Seligkeit! — Da knieten sie denn mit einander hin, alle Biere, und es war schwer zu sagen, wem das Herz am bewegtesten. Sie beteten nicht mit viel Worten, sondern im tiefen Seelengrunde mit unaussprechlichem Seufzen. Es lag eine heilige Stille über der kleinen Gemeinde. Leise flossen die Thränen über Linchen's Wangen. Selbst der Wind war für eine Weile still geworden, als sollte nichts die Betenden drinnen stören. — Der Herr aber, der Gebet erhört, gab ihnen Trost und Frieden in's Herz und sie konnten mit einander sprechen, als sie sich trennten: Sein Wille geschehe! —

Das Mädchen aber war von mancherlei Gefühlen hin- und herbewegt. Einen Vater hatte sie wieder gefunden. Tausendmal hatte sie sich dies Wiederfinden ausgemalt, und nun, da es wirklich geworden, war's so ganz anders gekommen, als sie es sich gedacht. Die blauen Gläser in der goldenen Brille schauten sie so fremd, so wunderbar an! sie fühlte kein Zutrauen zu diesem Vater, — es sprach keine Stimme für ihn in ihrem Herzen, — es that ihr noch weh, wenn sie dran dachte, wie er ihr den Tod der Mutter mitgetheilt. Aber es war doch ihr Vater! sie kannte ihn ja auch noch gar nicht! er war doch auch freundlich gewesen! Ach! das arme Linchen, sie hörte den Sturm von Ferne herankommen, der durch ihres Lebens wohlgeschützten Garten ziehen sollte, und wußte sich seine Stimmen nicht zu deuten. —

Am nächsten Tage spannte der Sternentwirth seine Braunen vor den Wagen, nahm selber Zügel und Peitsche in die Hand und fuhr hinüber vor Mutter Klein's Hausthür. Da standen schon die Biere bereit und Frau Rosel selber gab ihnen das Geleite an den Wagen. Peter Karst war schwer zu bewegen gewesen zum Mitfahren, aber seine Mitgebattern hatten's ihm als Gewissenssache vorge-

stellt, und so hatte er nachgegeben. Nun stand er da in seinem besten Anzug, dem langen, dunkelblauen Rock mit den schwarzen Knopfreihen, dem hohen, röhlich-schwarzen Hut auf dem weißen Kopfe. David-Snyder und Mutter Klein hatten sich auch festlich angezogen. Das Linchen aber in ihrem saubern Sonntags-Anzug, mit den langen, blonden Zöpfen und dem goldenen Niesel-Häubchen sah gar lieblich aus, wenn sie nur nicht so bleich gewesen wäre. Das Scheiden ward ihr unsäglich schwer, ja es wäre ihr noch schwerer geworden, wenn nicht eine Stimme in ihr geklüstert: Du kommst wieder! Du kommst wieder! — wie das geschehen sollte, wußte sie freilich nicht, aber es war ihr doch sehr tröstlich! —

Die Residenzstadt, wo der Kriegsrath gegenwärtig wohnte, war nur etliche Stunden entfernt, und mit des Sternentwirths raschem Gefährt war man bald zur Stadt. —

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Geschichten.

Eine Predigt wider das Lügen.

Die hat einmal eine geringe Magd ihrer vornehmen Herrin gehalten, ohne es selbst zu wissen und zu wollen, und hat sie nicht vergeblich gehalten.

Die Frau Professorin war eine feine Frau, fein von Bildung und Sitte, aber sie lag, natürlich nur ab und an und auch dann niemals gröblich; nein, immer nur in guter Absicht, wie sie der Magd versicherte, die ihr dabei helfen mußte. Galt es doch meistens dem gestrengen Ehegatten, der leicht zornig werden konnte, allerlei Verdruß zu ersparen, und ohne ein bißchen Lügen ging das nimmer. Ein Glück war's freilich, daß es sich dabei nicht um große welt-historische Ereignisse handelte; sonst möchte sich in die Geschichte unserer Zeit, die der Herr Professor gerade unter der Feder hatte, leicht mancher Irrthum eingeschlichen haben, der für immer unaufgeklärt geblieben wäre.

Die getreue Magd wurde aber doch eines Tages ihres Dienstes entlassen, beiläufig gesagt, wegen ihres abscheulichen Lügens, das die Frau Professorin nicht länger ertragen konnte. Als nun die junge unerfahrene Nachfolgerin zum ersten Male unter Anleitung der Hausfrau die Studierstube reinigte, da geschah es, daß die Beiden in ihrem Eifer das Dintefäß über den neuesten Bogen obbemelteter Chronik ausgossen.

O weh, Marie! davon darf Herr Professor nichts erfahren. Geschwind das Papier in den Ofen! und wenn er dann fragt, so sagst du, du hättest solch Schriftstück hier auf dem Tische gar nicht bemerkt. Dann wird er denken, er habe es in seiner Zerstretheit verlegt, oder verloren.

Marie stand anfänglich da wie erstarrt. Dann aber schossen ihr die Thränen in die Augen und aus den bebenden Lippen brach's hervor: Nein, Frau Professorin, lügen kann ich gewiß und wahrhaftig nicht. — Aber, Kind, bedenke doch, Herr Professor wird sehr böse werden.

Nun, den Kopf wird er mir nicht abreißen, wenn ich die Wahrheit sage; wenn ich aber lüge, so kostet es mir meine Seele. Sagt der Herr Christus doch: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten und die Seele nicht mögen tödten; fürchtet euch aber

vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle."

Das war eine Predigt, kurz genug, aber auch bündig genug, nicht meditiert und nicht memoriert, auch nicht aus dem Mermel geschüttelt, sondern unwillkürlich aus dem innersten Herzen hervorgebrungen. Und das Amen hat ihr auch nicht gefehlt. Der Mund, der die Predigt gehalten, brauchte es nicht noch hinzuzufügen, denn es klang aus jedem Worte gar deutlich und vernehmlich heraus. Aber auch in dem Herzen der Zuhörerin fing es offenbar an, sich leise zu regen. Still und stumm hielt sie das verunglückte Papier in ihren Händen, während die Magd das übrige Unheil beseitigte; dann legte sie es mitten auf den Tisch und sagte: Du hast Recht, die Wahrheit braucht sich nicht zu fürchten; geh nur getrost in die Küche und sieh nach der Suppe; ich will hier schon Alles in Ordnung bringen.

Als nun der Professor heimkehrte, da hat die Frau Professorin die ganze und volle Wahrheit — doch nicht gesagt, denn sie hat die Schuld so ziemlich vollständig auf sich allein genommen. Der Professor aber hat richtig weder der Frau noch der Magd den Kopf abgerissen, hat vielmehr die betrübten Herzen mit der Versicherung beruhigt, was da auf dem Papier gestanden, das seien lauter Lügen gewesen, wie es sich ihm herausgestellt habe, und Lügen verdienen nichts Besseres, als aus der Welt geschafft zu werden und dazu sei die Dinte ein anerkannt probates Mittel.

Das Dintesaß hat Frau Professorin wieder gefüllt, um es dann sofort selbst zu gebrauchen. Denn sie hat alsobald ihre Bibel herbeigeholt, hat die Feder zur Hand genommen und hat den Spruch Math. 10, 28 kräftig unterstrichen.

Marie ist noch immer bei ihr im Dienst, aber nicht, um zu predigen. Das thut nicht Noth und sie freut sich dessen; denn es ist ihr das eine Mal doch schwer angekommen und viel lieber läßt sie sich predigen, gleich wie ihre Namensschwester zu Bethanien, die setzte sich zu Jesu Füßen und hörte seiner Rede zu. Die Frau Professorin sitzt neben ihr. Und der Herr Professor? nun, der sitzt freilich meistens noch an seinem Schreibtische und ärgert sich über die Lügen in seiner Weltgeschichte; aus seinem Hause ist er sie los, hier jedoch kommen sie ihm immer und immer wieder in die Quere und es kostet ihm viel Dinte, sich ihrer zu erwehren. Er freut sich aber der Wahrheit und fängt an zu sehen, daß sie bei dem allein zu finden ist, der da spricht: „Ich bin die Wahrheit.“ —

Et. D.

Geiz ist eine Wurzel alles Uebels.

1 Tim. 6, 10.

Wenn im Winter die Fenster gefroren sind, so drücken die Kinder wohl manchmal Geldstücke in den Reif und in das Eis und nehmen sie wieder ab. Jedes Geldstück läßt dann seinen Wappen oder seine Schrift auf dem Eise zurück. Solches Fenster sieht denn gar bunt aus und auf einer Scheibe kommandiren dann viel Potentaten. Ebenso sieht auch das Herz eines Geldgierigen aus. Aber es kommandirt doch nur ein Potentat darin, nemlich Desiderius oder Gerhard I. Das ist aber ein gar strenger Herr. Wann die Güter verloren gehn, dann stoßt er häufig seinen Unterthanen das Herz ab.

Die Jahre 1779, 1780 und 1781 stehen uns noch als Wasser- und Hungerjahre im Gedächtniß, freilich nur durch Hörensagen; unsern Großeltern

standen sie aber aus Erfahrung darin. Zu jenen Jahren lebte in den Obergenden ein Mann, dessen Feld war groß, so daß er eine gewaltige Masse Roggen in der Scheune und endlich auf dem Boden hatte. Hoch waren die Preise schon im Herbst. Mit dem Winter und Frühjahr stiegen sie immer höher. Mancher Handelsmann klopfte an die Thür des Reichen, mancher Handwerker bettete, er möchte ihm doch für gutes Geld ein Scheffelchen ablassen. Alle aber wurden abgewiesen mit der Antwort: „Ich habe mir meinen Satz gemacht; der Boden wird nicht eher geöffnet, als bis der Scheffel Roggen vier Thaler kostet. Dabei bleibe ich.“ Und zum Zeichen hatte er eine schwarze Bier mit Kohle an die Thür ge-malt.

Der Winter verging, der Mai kam heran; aber die Preise waren noch gestiegen, denn die gewaltigen Fluthen hatten großen Schaden gethan. Am 7. Mai kam ein armer Leinweber, ein ehrlicher Meister aus dem Orte. Sein Gesicht sah vor Hunger und Krämen selber aus wie graue Leinwand. Er zählte ihm, damit der reiche Mann Geld sähe, 3 Thaler 22 Groschen auf den Tisch: die 22 Groschen bestanden aus Dreieren, Bierlingen und Groschen vom alten Frey, die man sonst Stiefelknechte nannte; denn der Mann hatte alles zusammengesucht. Aber der Bauer sprach: „Euer Aufzählen hilft euch nichts. Vier Thaler, das ist mein Satz. Eher thue ich meinen Boden nicht auf. Und muß es ordentlich Courant sein.“ Des Bauern Söhnchen, ein Büschchen von zehn Jahren, zapfte den Alten am Nacke: „Vater, gebts ihm doch!“ Aber sein Vater prägte ihm mit einem Rippenstoße bessere Grundsätze ins Herz. Der Weber mußte sein Geld zusammenstreichen und heimwandern.

Den 8. Mai in der Abenddämmerung kam die Zeitung an. Einen Blick hinein und der Bauer fand was er finden wollte: „Roggen vier Thaler.“ Da zitterten ihm die Glieder vor Freude. Er machte ein Licht —, ging auf den Boden und wollte sehn, wie viel er wohl verkaufen könnte, und überschlagen, wie groß seine Einnahme wäre. Indem er durch die Haufen und die gefüllten Säcke hinschreitet, strauchelt er an einem umgefallenen, fällt selber, das Licht fliegt ihm aus der Hand und in einen Haufen Stroh der daneben liegt. Ehe er sich aufraffen kann, steht das Stroh in hellen Flammen. Ehe an Hilfe noch zu denken ist, hat das Feuer Dachstuhl und Dielen ergriffen. Um Mitternacht an demselben Tage, wo der Scheffel Roggen 4 Thaler galt, wo der reiche Landbesitzer auf seinen Satz gekommen war und seinen Boden geöffnet hatte, stand er am Schutthaufen seines ganzen Gutes als ein armer Mann.

(Hf. Friedensbote.)

Das Kind in der Mühle.

Der „Lutheran“ vom 28. December sagt: „Da die General-Conferenz (soll heißen Synodal-Conferenz) eine fast gänzlich ausländische Gemeinschaft ist, so ist sie nicht im Stande, viel zu leisten für die lutherische Kirche der Zukunft (permanent Lutheran Church) in Amerika. Sie hat den unvermeidlichen Uebergang vom Deutschen zum Englischen vor sich. Ehe dieser vollendet ist, wird dieselbe ohne irgend welchen bedeutenden Einfluß auf den religiösen Geist Amerikas bleiben, und ihre Lehren und Kirchengebräuche werden größtentheils als gleichgiltige Sachen behandelt werden.“

Frischen kam zum erstenmal in die Mühle. Die zackigen Rammräder, die gewaltigen den Weizen zer-

malenden Mählsleine, das unruhige Ding im Peultelkasten und das kräftige Zusammengreifen der einzelnen Theile der großen Maschinerie, das alles erregte seine Bewunderung aufs höchste. Da auf einmal fielen seine Augen durch eine Oeffnung auf das Wasserrad draußen, und sofort kam sein Plappermäulchen in die ruhigste Bewegung: „Was will denn dieser Outsider, dieser Hudelpudel da draußen, der sich nur zum Vergnügen im Wasser herumwälzt? Wäre er etwas nütze und verstände er etwas, so würde er hereinkommen und auch Mehl machen helfen; aber er ist gewiß ein Taugenichts, der nichts versteht als Wasser-rühren und Schaummachen!“

Frischen, du bist ein kluger Junge. Recht hast du gewiß, wenn andere Leute Recht haben, die gerade so klug urtheilen wie du! Der Müller könnte ja auch seine Mühle mit einem Treibriemen an des Nachbarn Dampfmaschine hängen, wie weiland die amerikanisch-lutherische Kirche, ehe der liebe Herrgott durch die „Ausländer“ das Wasser ihres versumpften Mählsbachs bewegte. (Pilger.)

Zwei Täuflinge aus hoher Kaste.

(Schluß.)

2. Ein wieder erloschene Feuer.

Einen ganz anderen Ausgang, als mit diesem Samuel David, der doch schließlich noch wie ein Brand aus dem Feuer gerissen ist, hat es mit einem anderen Heiden genommen, der am zweiten Pfingsttage durch die Taufe in Christi Reich eingefügt wurde. Sein Name ist Raju und er ist der Sohn eines reichen, vernehmen Mannes, der einst im Staate Mysore ein hohes Amt bekleidete und noch 75 Rup. Pension erhält. Er selbst war schon verheirathet, etwa 23 Jahre alt und angestellt als Schreiber bei einem eingeborenen Advocaten. Die Familie wohnt in Black Town, dem Hauptstadttheil von Madras.

Schon vor etwa 8 Monaten kaufte Raju etliche Traktate, durch deren Lesen er am Heidenthum irre wurde. Als er mit den Brahminen über Heidenthum und Christenthum redete, merkte er bald, daß es mit ihren Worten und Puranen nichts sei und daß alles, was sie daraus kund thaten, nur erdichtete Geschichten seien. Er redete mit seinem Vater, Verwandten und Freunden über die Sache. Diese aber schalten ihn aus und bedrohten ihn, falls er die von den Vätern ererbte Religion verlassen sollte. „Es wäre besser, daß du stürbest, als daß du Christ würdest und dadurch Schmach auf deine Familie brächtest“, sagten sie. Indessen nach etlichen Monaten trieben verschiedene Träume, die er einige Nächte hinter einander hatte, ihn an, weiter nach der Wahrheit zu forschen und seine Seele zu retten. Als er diese Träume seinen Verwandten erzählte, riefen diese Brahminen herbei, um durch Hersagen von Sanskritversen den bösen Geist zu bannen und ließen ein Opfer für ihn verrichten; ja die Brahminen des benachbarten Tempels fingen an, feinetwegen die Ramajana zu lesen. Das konnte ihn jedoch nicht abhalten, ernstlicher als früher sein Seelenheil zu suchen. Er erinnerte sich eines von der Church Mission Society angestellten Mannes, Namens Israel, der Traktate an die Heiden vertheilte und mit ihnen über das Christenthum sprach. Diesen suchte er auf und ward durch ihn zu dem eingeborenen Pastor der Church Mission, Simeon, gebracht. Als er diesem seines Herzens Begehren kund that, schien derselbe keine rechte Lust zu haben, darauf einzugehen, setzte ihm eine sechsmonatliche Probezeit und

ermahnte ihn, sich in dieser Zeit für die Zukunft Vorräthe bei Seite zu schaffen, von denen er später zehren könne, falls er von Vater und Verwandten sollte verstoßen werden. Ja er hielt ihm das Beispiel eines Mannes in Tinnewelli vor, der unter ähnlichen Verhältnissen seines Vaters Documente mit sich genommen hatte. Um dieser Documente willen hätten ihn dann die Eltern sehr freundlich behandelt, als sie ihn als getauften Christen anträfen. Diese Worte des Landpredigers konnten nicht gerade dazu dienen, den Raju zu befriedigen. Er ging traurig von ihm hinweg. Einer unserer Christen, der als Lehrer in der Church Mission Society angestellt ist, brachte ihn darauf zu mir. „Ich wünsche nichts, als meiner Seelen Seligkeit“, sagte er. Ich erinnerte ihn an die Verfolgung, die sich wider ihn erheben werde, falls er Christ würde; sagte ihm vorher, daß ihn sein Vater verstoßen, seine Verwandten verfolgen und seine Frau vielleicht verlassen werde. Ja, auch sein Amt werde er wahrscheinlich verlieren. Aber er blieb dabei, daß er um seiner Seelen Seligkeit willen das alles gering achte. So entschloß ich mich denn, ihn in Unterricht zu nehmen. Damit das so viel als möglich un bemerkt geschehen könnte, entschloß ich mich, trotz meiner überhäuften Arbeit, täglich nach Black Town zu fahren und ihn dort im Hause eben des Christen zu unterrichten, der ihn zu mir gebracht; denn ich konnte nicht wohl von ihm verlangen, den weiten Weg von Black Town bis Pursebakam, etwa eine Stunde Weges, täglich zu machen. Falls seine Verwandten merken sollten, daß er zum Unterricht kommt, würden sie ihm unendlich viele Hindernisse in den Weg legen.

Etwa 3 Wochen fuhr ich fast täglich nach Black Town und unterrichtete ihn 1½ Stunden im Katedrisimus. Ich hatte selber meine Freude am Unterricht; denn er lernte sehr eifrig und nahm mit großer Begierde alles auf, was ihm gesagt wurde. Durch sein lebenswürdiges, bescheidenes Wesen nahm er so wie so jeden für sich ein. Außer ihm fanden sich auch noch etliche andere zum Unterrichte ein, nämlich ein Knabe, der eingeseget werden wollte und 2 Frauen lutherischer Christen, die auch zu unserer Kirche übertraten wollten, so daß ich eine kleine Gemeinde vor mir hatte. Da Raju großes Verlangen nach der Taufe äußerte, so taufte ich ihn am 2. Pfingsttage in der Kirche zu Pursebakam; er selbst hatte sich den Namen David erwählt. Ich wünschte, er solle selber seinem Vater die erste Nachricht von seiner Taufe bringen und mühtig den dann über ihn hereinbrechenden Sturm aushalten. Aber dazu hatte er keinen Muth. Er bat vielmehr darum, sich nach der Taufe etliche Zeit auf dem Missionsgehöft aufhalten zu dürfen. Von dort wolle er dann schriftlich seinen Verwandten und seinem Vater Anzeige von seiner Taufe machen. So kam er denn sogleich nach seiner Taufe mit zum Missionsgehöft. Am nächsten Tage stellten sich seine Verwandten, Schwiegervater, Bruder u. s. w. ein. Sie stellten sich, als wären sie gar nicht so sehr betrübt über den Schritt, den er gethan, nur daß er ihnen das alles verheimlicht und heimlich ihr Haus verlassen habe, betrübe sie. Sie versuchten es auf alle mögliche Weise, ihn zu bewegen, daß er mit ihnen kommen solle. Auch einen Zauberer hatten sie mitgebracht, der die von uns nach ihrer Meinung angethane Zauberei zu nichte machen sollte. Fragte doch später der Vater einen unserer Christen heimlich: „Ob wir seinem Sohne vielleicht einen Zaubertrank eingegeben hätten?“ So groß ist der Aberglaube auch bei den gebildeten Hindus! Den ersten Tag widerstand Raju den drei Mal

wiederholten Versuchen seiner Verwandten. Aber was mich damals schon betrübte, war die Bemerkung, daß er gleich einem Schuldigen vor seinen Verwandten stand und nicht den Muth des freien, offenen Bekenntnisses hatte. Nur Mittwoch nach Pfingsten kam der Vater selber, durch ein Telegramm aus Bangalore herbeigerufen, und ließ den Sohn durch den Bruder aus dem Missionsgehöft zu sich heraufrufen. Ich war gerade anderweitig beschäftigt, und ohne mir ein Wort zu sagen, folgte Raju willig dem Bruder und verließ das schützende Missionsgehöft. Da der Vater ihm sagte, daß er sich tödten würde, falls er nicht mitkäme, ließ er sich ohne Widerstand in den Wagen setzen und fuhr davon. Doch seine Kleider und Bücher waren noch bei mir. Ich weigerte mich auch den Verwandten gegenüber, welche die Sachen holen wollten, sie herauszugeben, falls er nicht selbst komme, sie zu holen. Natürlich hatten sie Raju zu Hause eingesperrt in einem Oberzimmer und machten allerlei Versuche mit Zaubersprüchen u. s. w., den Zauber zu brechen, der nach ihrer Meinung auf ihm ruhte. Die ersten beiden Tage hatte er im Hause des Vaters nichts essen wollen, weil er fürchtete, es möchte irgend ein Zaubermittel in's Essen gemischt sein. Und als seine Frau die ihren Raju zärtlich liebte, ihn mit Thränen bat, doch zu essen, antwortete er: „Ich bin ein Christ und nur wenn du versprichst, gleich mir Christin zu werden, will ich das Essen aus deiner Hand nehmen.“ Dies alles hatte die Frau selbst heimlich einem unserer Christen mitgetheilt, vielleicht in der Absicht, daß wir etwas zu seiner Befreiung thun sollten. Aber das war uns nach den englischen Gesetzen ganz unmöglich. Denn wenn nicht die Anzeichen eines schweren Verbrechens vorliegen, darf die Polizei in kein Privathaus eindringen. Nur ein Glied der Familie oder ein Augenzeuge konnte hier klagbar werden darüber, daß man den Raju gefangen halte. Nur unsere inbrünstigen Gebete stiegen für ihn zum Himmel empor, daß er fest bleiben möge in aller Trübsal. Aber umsonst! Sein Glaube war noch zu schwach, um der Verfolgung zu widerstehen. Er gab am dritten Tage den Bitten seines alten Vaters nach, äußerlich wenigstens wieder zum Heidenthume zurückzukehren. Er verleugnete seinen Heiland und malte sich das Götzenzeichen der Wischnu-Berehrer wieder vor die Stirne. Um seine Sachen zu holen, mußte er noch selber einmal wieder vor mir erscheinen; er kam mit Vater und Bruder. Da hatte ich dann Gelegenheit, ihm noch einmal die Folgen seines Schrittes vorzuhalten, ihm in's Gewissen zu reden und ihm ein sehr ernstes Wort zum Abschied zu sagen. Vergeblich kam er noch einmal in mein Zimmer, von mir gesegnet zu werden. „Für solche, die verleugnen, giebt's keinen Segen“, sagte ich ihm. Und er ging. Gott gebe, daß er einen Stachel im Gewissen mit hinweggenommen habe, gegen den anzugehen es ihm inuner schwerer werden möge! Vielleicht wird er noch einmal gleich dem verlorenen Sohn im Evangelium zu dem Vaterhaus zurückkehren, da er allein seiner Seelen Seligkeit finden kann.

Den lieben Missionsfreunden wird aus diesen beiden Beispielen offenbar werden, wie schwer es ist für einen Hindu höherer Kaste, sich zum Christenthum zu bekehren. Ein solcher kann im Hause seiner Eltern und Verwandten nicht bleiben; er muß bereit sein, alles, alles um Christi willen aufzugeben und äußerlich ganz arm und verlassen zu werden, um reich zu werden in Christo an himmlischen Gütern. Auch für die Mission ist es oft so schwer, solche Hindus aufzunehmen, denn für diese erwächst dadurch die Aufgabe, der

um Christi willen Verstoßenen sich zu erbarmen, für sie zu sorgen und ihnen einen geeigneten Lebensberuf zu verschaffen. Da ist es kein Wunder, daß unter diesen höheren Kasten sich so wenige bereit finden, sich offen zu Christo zu bekennen und die Taufe zu empfangen.

M a d r a s, 20. Juni 1876.

(Leipz. Miss.-Bl.)

Die heidnische Volksschule in Indien.

Indien ist ein altes Culturland; es gibt dort mancherlei Schulen, welche bereits seit Jahrhunderten bestehen und fortgeführt werden. Die Mädchen freilich sind vom Schulunterricht völlig ausgeschlossen; sie brauchen nach der Meinung der Hindus nicht zu lernen; für die Knaben aber gibt es mancherlei Schulen im Lande, welche von Eingeborenen geleitet werden.

Diese Volksschulen stehen unter der Leitung von Lehrern, welche den Beruf des Unterrichtens vom Vater erbt haben und auf ihre Söhne wiederum forterben. Da nach der Anschauung der Hindus der Sohn nichts Andres werden darf, als der Vater, so wird auch dieses Gewerbe, wie ein altes Familienstück von Geschlecht auf Geschlecht übertragen. Auf tiefe Kenntnisse und umfassende Bildung kommt dabei so viel nicht an. Diese eingeborenen Lehrer können lesen, schreiben, rechnen, so weit's für das praktische Leben nöthig ist; von Weltgeschichte und Geographie wissen sie gar wenig; besondere Examina werden auch nicht für nöthig erachtet. Eine Schule kann jeder dieser heidnischen Lehrer begründen wo und wie er will, ohne von der Behörde eine Erlaubniß dazu nöthig zu haben. In den offenen Säulenhallen—Verandahs—vor den Häusern etablirt sich eine solche Schule in der ungenüßtesten Weise, zuweilen auch in den innern Räumen des Wohnhauses. Ohne Tische und Bänke sitzen die farbigen Schüler mit übereinander geschlagenen Beinen auf dem Boden und werden von dem Lehrer in den elementaren Fertigkeiten des Lesens, Rechnens und Schreibens unterrichtet. Dabei vollführen die kleinen Hindu-Böglinge einen für den Europäer unerträglichen Lärm. Jeder Schüler lernt seine Lektionen unter der Aufsicht des Lehrers laut auswendig, ohne sich um den andern zu kümmern, der neben ihm das Gleiche thut. (Vbg. Missbl.)

Kirchliche Chronik.

Die papst-katholischen Universitäten in Frankreich, welche wegen ihrer unzähligen Lehrkräfte auf die studierende Jugend keine besondere Anziehungskraft ausüben, versuchen nun andere Mittel, um der Frequenz aufzuhelfen. In den Annalen von Lourdes finden besorgte Eltern, welche über den Erfolg ihrer Söhne beim Examen besorgt sind, folgende trostreiche Notiz:

„Eine sehr große Anzahl junger Leute verdankt einem bisweilen unvermutheten (!) Erfolg im Examen dem Schutz der Muttergottes von Lourdes. Die Böglinge eines großen katholischen Collegs hatten sich derselben ganz besonders anempfohlen; sie halten ihre Federn in die Wunderquelle getaucht. Die ersten 22, welche sich zur Prüfung meldeten, haben dieselbe bestanden, mehrere sogar mit ehrender Auszeichnung.“
(P i l g e r.)

Freireligiöse Gemeinden. Herr Karl Scholl in Heidelberg, Sprecher der freireligiösen Gemeinde und Herausgeber der Monatschrift „Es werde Licht!“ hat der neuesten Nummer seiner Zeitschrift ein gedrucktes Flugblatt beigelegt, in welchem er an seine Leser die Anfrage richtet, ob sie das Fortbestehen von „Es werde Licht!“ wünschen. Der Mangel an Abonnenten zwingt das Blatt zum Eingehen und nur durch erhebliche Weiterverbreitung werde es sich halten können. Das Flugblatt läßt außerdem interessante Einblicke in den Stand der freireligiösen Bewegung thun. Herr Scholl sagt: „Wenn ich sehe, wie man sich um die Wenigen, die dem Priesterthum des Idealen in Wort und Schrift ihr Leben geweiht, von Tag zu Tag weniger kümmert, sie als „Sonderlinge“, als „unpraktische Schwärmer“ oder als eine Art „Apostel“, die von ihrer Begeisterung leben, im Treiben der Gegenwart überseht und ihrem Schicksal überläßt, wenn ich sehe, wie sie in Folge der letzteren Anschauung — es ist die einfache Wahrheit und ich könnte Namen nennen! — oft gezwungen sind, die Einen für ihre Vorträge, sich mit einem Honorar zu begnügen, wodurch nicht einmal die Reisekosten gedeckt sind und dessen Höhe, um mit Ludwig Feuerbach zu reden, „jeden Stiefelwischer oder Hausknecht berechnen könnte, mit Geringschätzung auf sie herabzublicken“, und wie die Andern rückständige Abonnementsbeträge für ihre Schriften sogar noch aus vorübergehenden Jahren mit höflichen Bettelbriefen — und wie oft ganz vergeblich! — einstreifen um ihren eigenen Verpflichtungen nachzukommen zu können, dann möchte ich fast Muth und Lust zur Fortsetzung diese Blätter verlieren.“

Das in Magdeburg erscheinende Uhlisch'sche Sonntagsblatt bemerkt hierzu: „Von diesem Nebelstande können noch andere Herausgeber freireligiöser Zeitschriften ebenfalls berichten. Das läßt Einblicke in das Innere unseres Lebens und Strebens thun, die keineswegs erfreulich und ermutigend sind. Unter solchen Umständen muß man, um gewissenhaft und ehrlich zu sein, geradezu einem Jeden, der sich dem Dienste unserer Gemeinden widmen will, entschieden abrathen.“ Sollten nicht endlich die Freireligiösen unter dem Bann der Anfruchtbarkeit, der ihre Bestrebungen vor aller Welt kennzeichnet, endlich sich an das Wort des Herrn erinnern lassen: „Ein fauler Baum kann nicht gute Früchte bringen“ und: „An den Früchten sollt ihr sie erkennen?“

Am zweiten Advent hielten zu Frankfurt a. M. in dem Wirthshause „Zur Rosenau“ die Freireligiösen ein Concil und konstituirten sich auf Grund des bereits durch alle Blätter gegangenen Bekenntnisses, nach welchem die freien Männer an „den allgegenwärtigen Geist im Weltall, an den begeistertsten und begabtesten Lehrer Jesus Christus, den Erlöser aller derer, die seine Lehre beherzigen und befolgen, und an ein ewiges Leben“ insofern glauben, als man „keine Vernichtung, sondern nur den Wechsel der äußeren Erscheinung sieht“; sie glauben also an den Stoffwechsel und hätten sich recht gut den Gelehrten Moleſchott oder den in Darmstadt wohnenden Louis Büchner zum Bischof, Prediger oder „Sprecher“ wählen können. Ein solcher jedoch würde natürlich einen derartigen Firkelanz von religiöser Gemeindebildung nur mit Verachtung ansehen. Es ist indessen eine andere Größe zu Ehren gekommen, von der man wol sagen kann: „verfunken und vergessen“, wenn nicht ab

und zu einmahl ein Skandalprozeß ihren Namen in Erinnerung gebracht hätte: Johs. Nonge. Von der von ihm gegründeten Gemeinde in Darmstadt ausgeschlossen und nicht im Stande mit Hilfe der Polizei und des Gerichtes den Wiedereintritt zu erzwingen, schien ihm der „freie Protestantismus“ Hesses-Darmstadt's eine neue Arena freiheitlichen Kampfes um die höchsten Güter der Menschheit, ein neues fruchtbares Feld reformatorischer Thätigkeit zu eröffnen. Sofort begab er sich auf den Schauplatz, hielt einen Vortrag zu Monsheim in Rheinhessen und ward von der 180 erwachsene Glieder zählenden Gemeinde zu Monsheim zu ihrem Sprecher gewählt. Er wird vorerst auch die anderen Gemeinden Rhein Hessens bedienen. Auf diese Provinz haben sich überhaupt bis jetzt die Austritte aus der Landeskirche beschränkt. Die Zahl der Ausgetretenen beträgt bis jetzt nahe an sechstausend, die sich auf die Orte Wonsheim, Eckelsheim, Blödesheim, Grundersheim, Dalsheim, Dintzheim, Eppelsheim, Flomborn, Monsheim, Mengernheim, Mörsstadt, Oberflörsheim, Osthosen, Westhosen, Pfeldersheim vertheilen. Nur ein einziger aller dieser Orte hat einen positiv gläubigen Pfarrer, und die Zahl der Ausgetretenen in diesem Orte ist die geringste. Sonst ist es in allen rheinhessischen Gemeinden, in welchen gläubige Geistliche stehen, trotzdem daß manche derselben sehr radikale Elemente in sich haben, bis jetzt nicht zu Austritten gekommen, wol deshalb, weil die betr. Geistliche die Kirche so würdig vertreten und wenigstens eine Ahnung von dem Wesen einer Kirche lebendig erhalten haben, daß man sich einer solchen Mißgestalt von Kirche, wie sie der freie hessische Protestantismus geschaffen, schämt und sich nicht „blamiren“ will. Die ganze Komödie hat bekanntlich ihren äußeren Anlaß in der Kirchensteuer, als innersten Grund aber nur einen tiefen Kirchenhaß. Zur Gemeindebildung wäre man wol gar nicht geschritten, wenn nicht das Gesetz bis jetzt noch verlangte, daß, wer aus einer anerkannten religiösen Gemeinschaft austritt, sagen muß, in welche andere er eingetreten ist. So hätten die Freiprotestanten Hesses es eigentlich am bequemsten gehabt, zu den Deutschkatholiken oder zu den Uhlisch'schen Freigemeinden zu treten, denn sie sind nicht im geringsten von ihnen verschieden. Warum sie es nicht gethan, sondern etwas Neues begründet, d. h. sich einen neuen Namen erfunden haben, ist leicht daraus zu erklären: daß eben jene genannten Gemeinden nur noch eine lächerliche Rolle spielen. Man wird sie ihnen freilich nachspielen; denn das geht nun einmal so, daß Dinge, die als Thorheit längst schon wiederholt offenbar geworden sind, immer und immer wieder in neuen Auflagen erscheinen. Am liebsten wären die Freiprotestanten in „Nichts“ ausgetreten; der Sache nach haben sie es auch erlangt, wenn auch nicht der Form nach. Mit der Bildung einer Gemeinde unter neuen Namen müssen sie natürlich erst die Anerkennung des Staates erwerb'n. Aus der Thatsache nun, daß ihre Deputirten bei dem Minister v. Stavel zuvorkommend (soll wol heißen höflich und anständig) aufgenommen worden sind, schließt man, daß wol eine staatliche Anerkennung zu erwarten sei. Aber die hessische Regierung hat doch wol so viel Einsicht in das Wesen einer Religion und einer religiösen Gemeinschaft, daß sie sich nicht durch förmliche Anerkennung jener Freiprotestanten lächerlich machen, hoffentlich aber auch ihren Abzug aus der Landeskirche in keiner Weise hindern, sondern denselben durch baldigste Vorlage eines Austrittsgesetzes

erleichtern und fördern wird. Man hat gesagt: ein Ueberlaß ist der hessischen Kirche gesund; man würde richtiger sagen: es ist gut, daß das Geschwür aufbricht. Wollte man das hindern, so würde Phäurie die Folge sein. Pethargie ist schon in einem entsetzlichen Maße vorhanden. In einer rheinhessischen Gemeinde von 1400 Seelen bestand am Reformationsfest die Festversammlung aus zwei Kirchenvorstehern, dem Kirchenschreiner, einer Pfarrerstochter und zwei Schulkindern! Leben hat nach allem diesem die neue Verfassung nicht gebracht, sondern bis jetzt nur Skandal. (Luthardt.)

Johs. Nonge hat es nach der „Germania“ weit gebracht. In Offenbach und Frankfurt litt es ihn nicht mehr aus triftigen Gründen. Er ging nach Darmstadt, und wünschte dort in die deutsch-katholische Gemeinde aufgenommen zu werden. Warum auch nicht? Er ist der Stifter der deutsch-katholischen Gemeinde, der einst viel gefeierte, besungene und bekränzte zweite Luther, welcher die deutsch-katholischen Gemeinden aus der Knechtschaft des Papstthums errettet hat. Und dennoch, der Vorstand der darmstädtischen Gemeinde wies sein Ansuchen zurück, die Kinder verkleinerten ihren Vater. Aber Nonge wußte Rath; er meldete sich auf dem Standesamte als Deutsch-Katholik, und mußte als solcher eingetragen werden. Indes die Gemeindeversammlung wollte auch davon nichts wissen, und verbat sich seine Mitgliedschaft. Es gehört ein hoher Grad von Frechheit dazu, daß Nonge dennoch in die Gemeinde einzubrechen versuchte, und als ihm das nicht gelang, den Gemeindevorstand bei der Regierung wegen Verletzung der Gemeindeverfassung verklagte. (Münkel.)

Aus China wird der N. Allg. Zeitung geschrieben: „Die gegen die Missionäre gerichtete Bewegung ist eher im Zu- als im Abnehmen begriffen. Ein Brief von einem französischen Missionär in Tscheng-tu, der Hauptstadt von Szechuen, beschreibt einige Fälle von schrecklicher Grausamkeit, die in jener Provinz vorgekommen sind. Am Morgen des 20. Juli zog eine Abtheilung von mehreren tausend bewaffneten Leuten um den Marktplatz der Stadt Junehin-tschang und übersiel die Christen in dem sie umgebenden Gedränge. Sie verfertigten ein großes hölzernes Kreuz, an welches sie ihre Opfer banden, um sie dann in Stücke zu schneiden. Unter diesen Opfern waren zwei Heiden, deren einer der Vater eines Convertiten war, sodann ein Mädchen von fünfzehn Jahren, dessen Bruder ein Christ war. Wie die anderen, so wurde auch das Mädchen beraubt und in Stücke geschnitten. Im Ganzen wurden acht auf besagte Weise getödtet. Viele wurden nur verwundet und entkamen. Zwei Tage später zogen die Unmenschen nach einer andern Stadt und wiederholten ihre Schandthaten. Die Behörden scheinen von letzteren keine Notiz genommen zu haben. — Ein anti-christliches Buch, Kiking-lu genannt, welches hier circulirt, ist darauf berechnet, die größte Aufregung unter einem unwissenden und abergläubischen Volk hervorzubringen. Nach diesem Buch sollen die Fremden ihre Geschicklichkeit und Einsicht den Chinesen — geraubt haben! Diese Beraubung vollzieht sich nach dem betreffenden chinesischen Recept in der Weise, daß man den Extract von Augen eines zum Christenthum übergetretenen Chinesen nimmt und die eigenen Augen damit berührt. Als kräftiges Mittel zur Erlangung der Weisheit gilt auch das Extract aus den Augenbrauen

eines zum Christenthum übergegangenen chinesischen Mädchens. Andere Mittel werden mit den vorstehenden vermengt, das Ganze in Pillenform gebracht und dann durch Bezanberung noch verbessert! Wir mögen wohl über solchen Aberglauben lachen. Traurig genug aber ist es, daß derselbe den Schriftgelehrten als Mittel dient, um zum Hass gegen die Fremden aufzuheizen."

In Berlin sind im Jahre 1875 von 3330 geschlossenen Ehen 2330 ohne kirchliche Trauung geblieben! Die Wirkungen der Verachtung der kirchlichen Trauung sind auch für das bürgerliche Leben zerstörend. Bei der Ueberlastung der Ständesbeamten und dem schleppenden Geschäftsgange muß der Civilact oft aufgeschoben werden. Die Folge ist, daß viele Ehen erst dann standesamtlich geschlossen werden, wenn sie schon längere Zeit als „wilde Ehen" bestanden haben, so daß also der eheschließende Act auch äußerlich keine hervortretende Bedeutung mehr für sie hat. Auch die rechtzeitige Beschaffung der Ausstattung kommt dabei oft in Wegfall. So wird der Ehe nicht bloß ihre Heiligkeit, daß sie ein vor Gottes Angesicht geschlossener Lebensbund ist, abgestreift, sondern auch ihre sociale Ordnung zerstört. Der falsche Liberalismus, der die Heiligkeit der Ehe nicht anerkennt, ist also auch hier wieder ein Vorarbeiter der Socialdemokratie, welche die Ehe überhaupt auflösen will. — Ein socialdemokratisches Blatt theilte neulich die große Zahl der ungetauft gebliebenen Kinder in Berlin unter der Ueberschrift mit: „Eine erfreuliche Thatsache!" Uebrigens ist jene Zahl nicht ganz so groß, wie man zuerst meinte; man muß die Todtgeborenen und kann die früh Verstorbenen abrechnen. Immerhin sollen noch etwa 10 Procent bleiben! Am schlimmsten steht es in den Vorstadtgemeinden, d. h. unter der Arbeiterbevölkerung. (Hannov. Comit. Bl.)

Büchertisch.

1. **Sinnreiche Tischreden** Doctor Martin Luthers. Auswahl für das deutsche christliche Volk, besorgt von Ferdinand Bäßler, Oberprediger. 2. Auflage, Dresden, Justus Neumann's Buchhandlung, 8, S. 144.

Der theure Gottesmann, Dr. Luther, war ein Mann von ganz besonderen Gaben und Vorzügen des Geistes, wie das nicht nur aus seinen Predigten und Schriften hervorleuchtet, sondern auch aus seinen Reden und Gesprächen, die er in vertrautem Umgange mit seinen Freunden und Schülern und an seinem Familientische, an welchem täglich etliche Gäste oder Kostgänger Theil nahmen, geführt hat. Diese sinnreichen Tischreden Luthers sind später von seinen Schülern und Freunden aufgezeichnet und gesammelt worden und werden in diesem Heftchen in einer Auswahl dem deutschen christlichen Volk wieder dargeboten. Von demselben heißt es in der Vorrede zu dem vorliegenden Schriftchen sehr wahr also: „Mag man auch mit Recht diese dem Zufall abgelauschten und Lutheru, ihm selber unbewußt, gleichsam vom Munde genommenen Aussprüche an Werth und Geltung nicht denjenigen Schriften gleichstellen, welche aus Luthers eigener Feder geflossen und nach seinem eigenen Willen und Bedacht in die Oeffentlichkeit hervorgetreten sind, so bleibt doch die Ueberlieferung derselben bei einer sorgfältigeren Sichtung eine überaus dankenswerthe Gabe. Außer den schätzbarsten Erläuterungen aller

Hauptstücke des christlichen Glaubens und Lebens enthalten diese Tischreden eine Fülle sinnreicher Urtheile, kerniger Sprüche, treffender Schlagwörter, manche weitblickende Prophezeiung, manche anmuthig belehrende Geschichte und — was vor allem zu beachten — einen Schatz von einzelnen Zügen aus dem bürgerlichen und häuslichen Leben des großen Kirchenvaters, welche uns einen tiefen und anziehenden Blick in seinen Character, seine Denk- und Gemüthsweise, seine Sitten, seine ganze Art, zu sein und sich zu geben, gewähren und das Bild dieses ebenso liebens- als verehrungswürdigen Gerechten gerade nach einer Seite hin vervollständigen, für deren Darstellung die eigentliche Geschichtsschreibung, insofern sie vorzugsweise von dem öffentlichen Leben und Wirken des Mannes in Anspruch genommen wird, kaum Raum und Gelegenheit findet." Wenn schon jeder Versuch, unsern Luther, wie er leidet und lebt, unserm Volke wieder zugänglich, lieb und werth zu machen, mit Dank begrüßt werden sollte, so ist es gewiß auch ein sehr dankenswerthes Unternehmen der Verlags-Buchhandlung, eine neue Auflage dieses Schriftchens veranstaltet zu haben und wünschen wir demselben eine weite Verbreitung. Leider sind wir nicht im Stande, den Preis anzugeben.

2. **Der richtige und unbetrüglige Himmlsweg** eines Christen, welcher einem jeden klärllich zeigt, wie er der ewigen Verdammniß entgehen und die Seligkeit ohnfehlbar überkommen könne, von Friedr. Werner, der h. Schrift Doctor und Archidiacon, zu St. Nicolai in Leipzig. Aufs Neue herausgegeben von Th. Schmalenbach, Pfarrer in Mennighüffen. Mit dem Bildniß Fr. Werners. St. Louis. Verlag von Fr. Dette.

Wir hatten schon einmal vor nicht gar langer Zeit Gelegenheit, dieses vortreffliche Buch, damals von Wiegand und Grieben in Berlin neu aufgelegt, im Gemeinde-Blatte anzuzeigen und zu empfehlen. Es freut uns nun, unsern Lesern die Mittheilung machen zu können, daß dasselbe nun auch eine Auflage in Amerika erlebt und können nur auf unsere früher ausgesprochene herzliche Empfehlung verweisen. Es ist purlauteres Gold, das in diesem Buche in anziehender, herzlicher Sprache dargereicht wird und wird dasselbe bei fleißigem Gebrauche dem Leser immer lieber werden. Wir möchten es gern in jedem deutschen christlichen Hause haben. Zu beziehen vom Verleger oder aus unserer Synodal-Buchhandlung. Preis, hübsch ausgestattet und gut gebunden, \$1.25 Porto 10 cts.

3. **Lesebuch für Mittel-Classen ev.-Luth. Schulen.** Herausgegeben von der deutschen ev.-Luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. Staaten. St. Louis, Mo. Bei M. C. Barthel. 1876.

Die Auswahl der Lehrstücke ist reich und sehr mannigfaltig, die Ausstattung des Buches, Papier, Druck, Holzschnitte, Einband, vorzüglich. Ob dasselbe auch allen Anforderungen, welche die Pädagogik an ein solches Buch stellt, entspricht, vermögen wir nicht zu beurtheilen; dazu ist eine gründlichere Prüfung, als wir ihm geben konnten, oder wohl noch besser ein längerer Gebrauch desselben in der Schule nöthig.

Z.

Conferenz-Anzeige.

Die Mississippi Special-Conferenz hält ihre Sitzungen am 6. und 7. Februar in La Crosse.
W. F. Siegler.

Conferenz-Anzeige.

Die Glieder der südlichen Conferenz versammeln sich Dienstag den 23. Januar früh 9 Uhr in der Wohnung des Pastor Jäkel. Referat über Art. XI. der Augustana von Past. Goldwalter. Predigt, Dienstag Abend, Past. Thurov.

Veränderte Adresse:

Rev. W. G. Bergholz,
Eldorado P. O., Fond du Lac Co., Wis.

Quittungen.

Für die Anstalt: P. Dejung, Weihnachts-Coll. in Prairie du Chien \$2; auf der deutschen Widge \$1.50; in McGregor 75c. — P. Dowidat, Neujahr-Collecte \$10. — P. O. Hoyer, do \$13.70. — P. Siegler, von W. Waegner, \$5, Alb. Bongors, 25c, Fr. Helmke, \$1, Aug. Wille, \$1, Joh. Pingel, 50c, W. Kortbein, \$1, Ludw. Schulz, \$1, Dan. Zellmer, \$1, Chr. Vieje, \$1, Joh. Libbe, \$1, Joh. Kühn, \$1, Aug. Gerke, \$1, Christ. Heinrichs, 50c, W. F. Siegler, \$5.50. Summa \$20.75. P. Nilian, Weihnachts-Collecte \$7.50. — P. Reinsch, von F. Hahn, \$2.50; von Frau Haas, \$2. — P. Brodmann, Weihnachts-Coll. \$20.05.

Für die Baucasse: P. Rommensen, Weihnachts-Coll. in der Gem. in Buffalo City \$7.52; in der Gem. in Town Waumandee \$4.48; — P. Brenner, Collecte am Jahresfeste des Jungfrauen-Vereins \$7; von H. Eulrich, für eine Dankagung \$1, für eine Kranken-Communion bei Meilke \$1, P. Junker, aus der Gem. in Town Morrison \$7.75; von Town Brillion \$7.25; von Town Danemark \$2.

Für die Heiden-Mission: P. Reinsch, von Laura und Marie Häbner, je 50c.

Für die Emigranten-Mission: P. Reinsch, von F. Hahn \$2.50. W. Adelberg.

Für das Gemeindeblatt: Die Pastoren: Edelmann, xi, \$1.05, xii, \$5.25, Dowidat, xii, \$10, Wolf, xi, \$1, Lucas, xii, \$25, Haase, xi, \$13.60, Höncke, ix, \$1, x, \$3, xi, \$3, xii, \$2, Siefer, xii, \$1, Klingmann, xii, \$1.05, Klindworth, xii, \$5.25, Siegrist, xii, \$1.10, Emmel, xii, \$2.10, Nilian, xii, \$25, Volkert, xii, \$11, Dunsing, ix, x, xi, \$3.

Die Herren: A. v. Schlichting, xii, \$20, Matthijson, xii, \$1.06, Heisert, xii, \$1.10 Mrs. Anderson, xii, xiii, \$2.20 Mrs. Delwer, xii, \$1.10, Miß. Cappella, xii, \$1.10. Th. Jäkel.

Quittung.

Fernere Liebesgaben für die Lawrenceburgher Gem. erhalten:

Aus Pastor W. Hinnehalts Gem. in Franklin, Wis., \$7.40, aus Pastor G. Denningers Gem. in Natwood, Wis., \$5.26 aus Pastor E. Strube's Gem. Newtonburgh Wis., \$8.25.

Den lieben Gebern unsern herzlichsten Dank, sowie Gottes reichen Segen wünschend

Th. G. Jaeger, Pastor.

Lawrenceburgh, Ind. Jan. 8. 1877.

Quittung.

Mit Dank gegen Gott und die lieben Geber bescheinigt der Unterzeichnete folgende Gaben für die Taubstummen-Anstalt empfangen zu haben: Durch Herrn Pastor Th. Jäkel in Milwaukee, von Herrn Lehrer Graf \$3, von Herrn Schumann \$1, Frau Schweifert 50c, Frau Ackerknecht 25c; ferner durch Herrn Pastor Brenner in Döbshof von Dienstmädchen aus seiner Gemeinde erhalten, 13 Schürzen, 4 Hemden, 4 Paar Mädchenhosen, 4 wollene Halsbinden, 9 Paar Strümpfe, 2 Paar Handschuhe, 6 Sacklucher, 4 Handlucher, 4 Yard weißes baumwollenes Zeug, 1 Kuttunkleid 8 Yard Handluchzeug. Der segne Geber und Gabe. W. Speckhard.

Norris, Wayne Co. Mich. 4. Jan. 1877.

Quittung und Dank.

Herzlich dankend bescheinige ich hiermit, durch Frn. Past. W. Hagedorn in Dotyville, Wis. von seiner Gemeinde \$5, (einen Theil der Erntedankfest-Collecte) für das Waisenhaus in Addison, Ill. erhalten zu haben. Der Herr segne die lieben Geber!

H. Bartling, Cassirer.